



Nr. 97.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 26. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Eisborn.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie deckte den Frühstückstisch im Wohnzimmer, ohne irgend ein Geräusch zu machen. Kein Löffelchen durfte klappern, denn Eugen schlief nebenan. Sie selbst hatte schon längst ihren Morgenkaffee getrunken, denn sie wars nicht gewöhnt, mit Eugen zusammen zu frühstücken — der wurde oft Nachts zu Kranken gerufen, oder er eilte fort, ohne einen Wissen zu sich zu nehmen — da gab's also keine Ordnung. In einem Doktorhaus kommen die Kranken immer zuerst in Betracht, gerade wie früher im Forsthaus das Wild. Wenn der Auerhahn balzte, ging ihr Mann lange vor Sonnenaufgang davon, und wie viele Nächte, wenn er den Wilderern aufkletterte, kam er garnicht heim. Und doch ließ sich's so lieblich zurückschauen in die alten Zeiten — es sah alles goldig darin aus — das Haus im Wald mit den Hirschgeweihen über der Thür — o, die vielen, vielen glücklichen Jahre!

Wenn dann aber Eugen daherkam, oder wenn sie von weitem seine Stimme hörte, dann dachte sie nicht mehr an die Vergangenheit — der Mutterstolz trieb ihr das Blut schneller — „ja, wer solchen Sohn hat!“ — Sie dachte immer, er sei schöner wie jeder Andere, und größer und stärker; aber das kam nur, weil sie ihn mit den Männern des Städtchens verglich, die, mit Ausnahme des Bürgermeisters, alle harmlos gewöhnliche Gesichtszüge hatten, und sich nicht gut wuschen.

Sie verstand sich gar nicht auf die Geleke der Schönheit, denn sie war eine ganz einfache Frau, die ihren individuellen Standpunkt inne hatte, so wie er sich in dem langen hausmütterlichen Leben allmählich herausbildete. Wäre sie als vornehme Dame auf die Welt gekommen, so hätte sie ihren Gesichtskreis natürlich besser erweitert — sie hätte all' die Künste kennen gelernt, durch die eine Frau sich aus ihrem eigentlichen Ich herausstreckt — den Wettstreit mit Männern — das Obenaufkommen in der Welt, und dann noch die vielen, vielen anderen Dinge, mit denen man den ganzen Tag nicht fertig wird — das ist das Abwaschen der Fettaugen von der Oberfläche.

Wer Eugens Mutter beobachtete, mochte er sie nun in ihrer blanken Küche am Herd hantieren oder im Garten schaffern sehen, der merkte auf den ersten Blick, daß sie von den feinen Weltkünstlern nichts verstand. Es hing ihr etwas ganz Altmodisches an — solch' mütterliche Selbstlosigkeit, bei der es einem ganz eigenthümlich weich überkommt, daß man die Hände ausstrecken möchte und rufen: „Grüß Gott, Mutter!“

Der Gimpel in der Küche piff sein Bravourlied. Er hatte es von Eugen gelernt, der es ihm einstudierte, weil er so gelehrt war. Er piff es viel schöner, wie die Vögel im Städtchen, denn es lag seinem jeden Sinn gerade recht, und da er den Wortlaut nicht verstand, mochte er sich dabei denken, was ihm gefiel.

Es war das allbekannte Lied vom lustigen Jägermann:

„Und was braucht denn a Jager —
A Jager braucht nix
Als ein blau-angels Dirndel,
Blau-angels Dirndel,
A Dachl und a Büchl.“

So lang der Gimpel unverdrossen, und unterdessen war Eugen aufgestanden und saß bei seinem Frühstück im Sopha.

Die Mutter fragte ihn nach den Geschehnissen im Schlosse, und erzählte, was die Brotliedel geschwagt: daß Herr Joachim sich als Einbrecher verkleidet und Rudolf halb todt geängstigt habe, so daß dem garnichts übrig geblieben sei, als den verkleideten Strolch zu erschießen.

„Die Brotliedel muß es freilich wissen“, antwortete Eugen — gelt, Mutter, es klingt sehr glaubwürdig, daß Joachim Heidenbrud sich zu solchen Dummheiten hergäbe?“

„Das hat mich auch gewundert, aber so große Herren haben manchmal schnurrige Einfälle, auf die sich unferneins keinen Vers machen kann; ich hätt's der Diebel auch nicht geglaubt, wenn's mich nicht schon heute Nacht gewundert hätte, daß sie Dich aufs Schloß holen ließen, wo sie doch sonst nicht zu Dir schiden.“

„Es war allerdings ein Nothfall — Joachim Heidenbrud hat einen Streifschuß bekommen, aber von dem Zusammenhang habe ich keine Vorstellung.“

„So ist er nicht todt?“

„Nein, er ist auch nicht schwer verletzt.“

„Gott sei dank! — Siehst Du, Eugen, man darf wirklich auf das Gerede der Leute garnichts geben.“

„Das will ich meinen; ich gebe auch nichts drauf.“

„Und die unnütze Angst, die ich ausgestanden habe!“

„Hättest gleich zu mir kommen sollen, Mutter, Du wüßtest ja, daß ich besser unterrichtet bin, als die Brotliedel.“

Er zündete sich eine Cigarre an und stand auf.

„Behüt' Dich Gott, Mutter — zu Tisch darfst Du mich nicht erwarten, aber daß Du Dir nicht etwa nur einen Nessen kochst, sondern vernünftig zu Mittag isst! Verspricht Du's mir?“

„Laß mir doch meine alte Gewohnheit, Eugen — es schmeckt mir nicht allein — wozu soll ich denn immer essen wie ein Prinz?“

„Um gesund zu bleiben. Ein Stückchen Fleisch und ein Glas Wein, mehr verlange ich nicht, das aber — Mutter, Du weißt, sonst kommt der Malaga wieder an die Reihe.“

„Diese Sünd', drei Gulden für eine Flasche Malaga! — Wein, da esse ich lieber mein Fleisch. Eugen, wenn der Vater das erlebt hätte, wie Du mich verwöhnt! Wie haben wir früher einfach gelebt, und sind doch immer gesund gewesen.“

„Jetzt geht's aber nach ärztlichen Vorschriften, da wird gar nicht mehr gefragt, was früher gesund war — Mutter, schau — mußt mir folgen.“

Da ging er nun wieder hinaus, wie alle Tage, zu den Kranken und Armen.

Und wie stramm er durch den Garten schritt! Der liebe Herrgott mußte selber seine Freud' daran haben!

Dieser Gedanke der Mutter hatte etwas Stolz an sich, aber so jemand sich ganz in ihre Seele verfeßt hätte, so hätte er ihr den Stolz verziehen — er würde ihr sogar Recht gegeben haben, denn es war keine Sünde, sich am Anblick des Sohnes das alte Herz zu erwärmen — und wenn er das Allereinstigste ist, wofür man noch lebt! —

Um die Mittagsstunde brachte ein Dienstmann einen Brief vom Schloß ins Doktorhaus.

Er sollte eine Antwort zurück bringen, aber Eugen war nicht daheim. Frau Zellinek schickte den Boten daher ins Armenspital und im Armenspital schickten sie ihn zur Hegerin am Höferstein — von dort zum Wegewärter und so weiter, bis der Dienstmann Eugen endlich bei der alten Kindsfrau traf, die das Bein gebrochen hatte.

Darüber waren einige Stunden vergangen, denn es war ein heißer Tag. Wer unter solchen Umständen nach der Stunden-tage arbeitet, der hat keine Flügel am Leib.

Als der Dienstmann bei der alten Kindsfrau anklopfte, fand er Eugen.

Aber es war noch jemand da. Eine halbe Stunde hatte sie schon bei der Alten verweilt und das Zimmer etwas in Ordnung gebracht — Gisela. Gerade wollte sie die Bettpolster ausschüt-teln, als Eugen über den Hof kam.

Sie dachte an die vergangene Nacht — es war ihr, als fluthe über den inhaltschweren Stunden ein zaubervoller Schim-mer. Sie kam sich selbst verwandelt vor, als ob ihr etwas Hei-liges nahegetreten sei, oder als ob sie aus der Wirklichkeit hin-ausgerückt wäre in eine sonnige, innerliche Atmosphäre. Sie hatte etwas mit Eugen getheilt — die Sorge um einen Kran-ken. Zum ersten Male war sie seine Gehilfin gewesen — hatte seine Hand gespürt, wenn sie bei Untersuchung der Wunde halb auf ihrer Schulter ruhte oder an ihrem Haar vorbeistrich. Wie sicher und stark war diese Hand, und wie weich, und wie leicht er Onkel Joachim von ihrer Brust aufhob — und wie er sie da-bei berührte — es rieselte ihr durch alle Glieder — sie hätte aufweinen mögen. Und dann kam das Nachempfinden seiner Nähe, als sie in ihrem Zimmer auf dem Bette lag.

Welche Nacht! Welche Nacht!

Als Eugen in das Zimmer der alten Christel trat, hatte Gisela das Gefühl, als weiche ihr alles Blut aus dem Gesicht — er war's, und doch war es nicht, nicht derselbe von voriger Nacht und nicht derselbe, vor dem sie innerlich ihr ganzes Ich vergessen.

Er war so ruhig und fremd; er grüßte Gisela und trat zu der Alten. Zuerst machte er Scherze, denn Christel wollte wei-nen — ihr fiel's so schwer, da ruhig auf dem Lager zu liegen, während es so viel in der Wirklichkeit zu thun gab. Eine Henne saß auf Eiern. Es war schon der neunzehnte Tag, daß sie brü-tete — die Jungen konnten jede Stunde austriecken, und was sollte dann werden?

Diese Sorge trug Christel dem Doktor vor, und dann sprach sie von der Ziege, die nicht ihr Recht kriegte und alle Milch ver-löre, und vom Salat, den sie nun nicht auspflanzen könne.

Den Salat lieferte sie an eine befreundete Krämerin nach Wien, und dafür bekam sie Kaffee und Zucker. Sie schluchzte, als sie erzählte, in welches Unglück sie durch den Weinbruch ge-rathen sei.

Gisela hatte sich ans Fenster gestellt und schaute hinaus, um Eugen nicht zu geniren, aber sie hörte alles, und fühlte sich ver-legen, daß Christel ihn mit diesen Dingen plagte, die ihn doch garnichts angingen. Und da war sie denn sehr erstaunt, wie wichtig er die Dinge nahm, und sie ganz zur Sache gehörig be-trachtete. Er versprach sogar, im Vorübergehen bei der Schnei-derwitwe, welche Christels nächste Nachbarin war, vorzuspre-chen und dieselbe zu bitten, Bruthenne, Ziege und Salat unter ihre Pfütze zu nehmen, bis das Wein wieder geheilt sei.

Die Schneiderwitwe hatte vollauf Zeit, und Eugen war überzeugt, daß sie's gern thun würde, denn sie hatte sich von vornherein erboten, Christels Pflegerin zu sein, aber davon wollte Eugen als Arzt nichts wissen, weil sie die üble Gewohn-heit hatte, sich kleine Rauschen anzutrinken, denn sie besaß einen Weinberg — freilich nur sehr klein — nur ein Stückchen die Berglehne hinauf, aber ganz gegen Süden, und ihre Trau-ben waren das Schönste, was man sich nur denken konnte. Nun kelterte sie diese Trauben nicht selbst sondern sie überließ seit vielen Jahren die ganze Ernte einem der großen Weinbergs-besitzer, der das Material dann zu der aller-, allerfeinsten Marke verwendete. Weil es aber ein großes Vereiße um den Wein der Schneiderwitwe war, versprach ihr heuer der Bürgermei-ster täglich einen halben Liter heurigen, und wenn der ver-braucht sei, wöchentlich zwei Liter Landwein, wenn sie ihm fort-an die Mäschung zu dem üblichen Preise überlassen wollte.

Das taugte der Schneiderwitwe sehr, denn sie glaubte, der Wein mache Blut, und sie war solch altes, gebrechliches Weib-lein, daß ihr der Gedanke an das viele Blut sehr wohl that, sie würde dann nicht mehr frieren und tüchtig arbeiten können, meinte sie und darum trank sie den vielen Wein und hatte oft ein Rauschen.

Doktor Zellinek wollte ihr aus diesem Grunde Christels Pflege nicht anvertrauen; er rebete Christel vielmehr zu, sich ins Spital überführen zu lassen, damit ordentlich für sie ge-sorgt sei.

Das aber betrachtete Christel wie eine Art Schande. Ins Gemeindespital zu kommen, galt ihr soviel, als sich öffentlich als arm zu erklären — sie wäre lieber gestorben, und viel, viel lie-ber blieb sie in ihrem Häuschen; das war ihr Eigenthum. Vier-zig Jahre hatte sie gedient — erst als Bauernmagd, dann als Kindsmädel, und endlich war sie Kindsfrau im Schloß gewor-den. Rudolf war damals sieben und Gisela zwei Jahre. Und nun bezog sie eine Pension von Herrn von Heidenbruck — jähr-lich zwanzig Gulden — also, sie war keine Bettlerin.

Weil Christel gar nicht ins Spital wollte, schickte Eugen ihr zwei Mal täglich eine Wärterin, und das Essen kam vom Schloß.

Gisela lief auch zu ihr hinaus, so oft sie konnte, und wegen der Bruthenne hatte Christel nicht zu weinen brauchen, denn Gisela hatte es ihr heilig versprochen, nach dem Nest zu schauen und für das Federvolk zu sorgen. Christel hätte sich's denken können, daß sie ihr Wort halten würde.

Als Eugen die verzagte Christel noch beruhigte, klopfte der Dienstmann an die Thür, und Gisela machte ihm auf.

Er sah Eugen am Bett sitzen, denn dasselbe stand dem Ein-gang gerade gegenüber, deshalb gab er Gisela den Brief in die Hand: „Für den Herrn Doktor!“

„Mamas Handschrift!“ — Gisela stieg das Blut zu Kopfe. Sie konnte sich's denken, was der Brief enthielt, denn sie war zugegen gewesen, als der Wiener Professor Onkel Joachims Re-handlung ablehnte, weil es ihm unmöglich sei, täglich herauszu-kommen. Dabei hatte er auf den Gemeindefarzt verwiesen und der Mutter versichert, er sei ein außerordentlich tüchtiger Arzt, den er noch von dessen Assistentenzeit her gut kenne.

Gisela reichte Eugen den Brief; der kannte die Handschrift — er hatte sie nur selten zu Gesicht bekommen — nur, wenn Frau von Heidenbruck die Rechnung für Behandlung einer ihrer Dienstmoten begehrte; aber solche Handschrift, wie diese, merkte man sich für immer, sie hat etwas so Charakteristisches, wie manches Gesicht, das man auch nicht vergessen kann.

Bögernd öffnete Eugen das Couvert. Gisela sah, wie sich sein Gesicht dabei veränderte — es sah stolz, beinahe hart aus. Er war auch ungeschlüssig, als er den Brief gelesen und dann in die Tasche steckte. Man merkte ihm die Widerwilligkeit an, oder vielmehr einen Kampf.

Gisela fühlte eine qualvolle Pein. Ihr war's unerträglich, Eugen so zu sehen — es loberte etwas in ihr auf, etwas Heißes beinahe wie Stolz, und doch kein Stolz, denn es that unbe-schreiblich weh, und Stolz thut doch nicht weh — aber sie war ganz roth geworden. Ihre Lippen lagen fest aufeinander.

Eugen stand jetzt auf. Er reichte Christel die Hand — Gi-sela sah, daß es ihm peinlich war, sich auch von ihr zu verabschie-den. — — —

Nun machte er eine stumme Verbeugung vor ihr — nein, er war nicht verlegen — ihm war nichts peinlich — er war so frei, so sicher, er hätte ein König sein können.

Giselas Stimme hatte einen sonderbaren Klang, als sie nach Eugens Fortgehen mit Christel plauderte, aber es war ja auch Trauriges, was sie da sprachen: Von Rudolf, Gertrud und Onkel Joachim, von der ganzen Geschichte, die man der Christel mit so wahnwitzigen Entstellungen in die Ohren ge-blafen.

Christel fragte so viel — sie wollte gleich alles wissen, denn sie hatte keine Ahnung davon, daß sie Gisela folterte, und daß ihr das junge Mädchen nur so geduldig antwortete, um den Ge-schneitten der Nacht die abenteuerlichen Uebertreibungen zu nehmen. Das hatte Onkel Joachim ja verlangt, daß niemand den wahren Sachverhalt erfahren sollte. Mochten die Leute glau-ben, daß er sich den unsinnigen Spaß gemacht, einen Einbruch zu fingiren — es war besser, das auf sich zu nehmen, als den unglücklichen Rudolf vor aller Welt bloß zu stellen.

Also lügen!

Gisela hielt's nicht mehr aus, von Rudolf zu sprechen, sie fühlte dabei ihr Herz immer schwerer werden, und so reichte sie Christel die Hand zum Abschied.

Sie ging wieder über den Flußsteg und durch das Gäßchen Wald die Wiesen entlang, und dabei sann sie über ihr Leben nach, oder über das Leben im Allgemeinen. In eine feste Form faßte sie ihre Fragen nicht — sie nahm sie auf aus ihrem stür-menden Herzen, und sie wollte sie lösen — sie meinte, der Ver-stand könne auf alles Antwort geben, und so fragte sie den Ver-stand ungefähr wie ein Abergläubischer das Orakel: „Wozu leb' ich?“ und weiter um Dinge, die kein Mensch weiß, und die so

tief im Schoße der Allmacht vergraben liegen, daß man sich umsonst den Kopf daran zerbricht, und auf die man keine Antwort erhielte, wenn auch in jeder Familie ein großer Philosoph geboren würde, oder wenn alle Universitätsprofessoren der Welt in einem internationalen Congreß zusammenkämen, um das zu ergründen, was im Herzen vorgeht.

Und Giselas Verstand schrumpfte immer mehr zusammen vor den Fragen, die aus ihrer Brust aufstiegen, obgleich sie ein sehr geschicktes Mädchen war, das viel gelernt hatte. Ihr Verstand konnte ihr nicht helfen, denn ohne daß sie's wußte, war sie ein echtes Weib, so wie Gott es als Urbild ins Paradies gesetzt.

Aber der Verstand ist's heutzutage gewöhnt, sich über alles herzumachen und die verborgensten Gedanken zu zerlegen, deshalb wollte er wenigstens einen Trumpf ausspielen und that Gisela so weh, daß sie meinte, ihr spränge das Herz.

Um sie herum flatterten die Schmetterlinge über den Wiesen — sie freuten sich des sonnigen Tunitages — es war Sonnenwende.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Juliussturm in Spandau. Der älteste Hüter des Reichskriegsschatzes in Spandau ist, wie die „Voss. Zig.“ mittheilt, der Depot-Vizefeldwebel Fetzchenhauer, der gleichfalls auch zu den ältesten aktiven Mitgliedern des deutschen Heeres gehört. Nachdem er einige Zeit bei einem Artillerie-Regiment gedient hatte, wurde er vor etwa 40 Jahren zur Fortifikation nach Spandau kommandirt, wo er seitdem ununterbrochen in Diensten steht. Als der Kriegsschatz anfangs der 70er Jahre errichtet wurde, leitete Fetzchenhauer den Transport der 120 Millionen Mark vom Bahnhof nach der Zitabelle und überwachte die ordnungsmäßige Lagerung der 12,000 mit je 10,000 M. in Bezn- oder Zwanzigmarkstücken gefüllten Kisten im Juliussturm. Aufgabe dieses Hüters des Kriegsschatzes ist es, täglich einmal in Begleitung des wachhabenden Offiziers der Zitabelle den Juliussturm daraufhin zu untersuchen, ob sich die Schlösser und Thüren in ordnungsmäßigem Zustande befinden, und festzustellen, ob irgendwelche Veränderungen daran vorgekommen sind. Vor einigen Tagen fand wieder eine der üblichen Revisionen des Kriegsschatzes durch die dazu bestimmte Kommission des Reichsschatzamtes statt. Da die Untersuchungskommission, 2 höhere Beamte und ein Reichstagsabgeordneter, diesmal aus neuen Mitgliedern bestand, wurde die Revision ganz besonders gründlich durchgeführt. Es wurde alles in bester Ordnung vorgefunden.

Von der Münchener Bier-Energie berichten die dortigen „Neuest. Nachr.“: Dieser Tage kam es in einer Wirtschaft im Centrum der Stadt zu einer erregten Scene, da die Gäste von dem Wirth die sofortige Entfernung des Schenkstellers forderten, der sich durch fortgesetztes schlechtes Einschänken mißlieblich gemacht hatte; andernfalls drohten sie, den Mißethäter zu lynchen. Unter dem Druck der Situation blieb dem Wirth nichts weiter übrig, als dem Verlangen der aufgeregten Gäste Folge zu leisten.

Auffsehen erregt in Weimar das Verschwinden einer jungen Dame, einer Tochter des Rittergutsbesizers Heydenreich in Oberweimar bei Weimar. Die junge Dame war am Mittwoch Nachmittag in Begleitung eines Jagdhundes an der Alm entlang nach der Stadt gegangen, ist aber von diesem Wege nicht nach Hause zurückgekehrt. Kurz nach ihrem Weggange kam der Hund mit Heulen und Winseln auf den Hof des Ritterguts zurückgelaufen und sprang dort, ohne sich zu beruhigen, umher. Dadurch wurde man aufmerksam, und man zog dann aus, um die Vermißte zu suchen. Gefunden wurden aber nur in einem in die Alm hineinhängenden Gebüsch die von der jungen Dame mitgenommenen Zeitschriften. Wahrscheinlich ist Fräulein Heydenreich beim Hineinschauen ins Wasser in den Fluß gestürzt und sofort untergegangen. Man vermutet auch, daß kein unglücklicher Zufall vorliege, sondern die junge Dame den Tod in den Fluthen gesucht habe.

Salomonisches Urtheil. In einem Waggon der elektrischen Straßenbahn zu N., so lesen wir in den „Münch. Neuest. N.“

entstand zwischen zwei alten Damen ein Streit um das Öffnen des Fensters. Die eine behauptete, sie würde den Tod davon haben, wenn der Kondukteur das Fenster aufmache, die andere erklärte, sie werde vom Schläge getroffen werden, wenn das Fenster noch länger geschlossen bleibe. Der von ihnen als Schiedsrichter angerufene Kondukteur wußte sich weder zu raten noch zu helfen, als ein mitfahrender Passagier auf einen rettenden Gedanken kam. „Machen Sie das Fenster nur ruhig auf, Herr Kondukteur“, sagte er, „dann stirbt die eine, nachher machen Sie es wieder zu, dann stirbt die andere; auf diese Weise bekommen wir endlich Ruhe.“

Ein fatales Abenteuer erlebte vorige Woche ein Soldat der Dresdener Garnison. Derselbe war mit wohlhabenden Freunden mit dem nicht mehr ungewöhnlichen Mittel eines bequemen Automobils nach Baugen gefahren. So lange als möglich hielt man sich natürlich in dieser gastlichen Stadt auf, um dann in laufendem Tempo heimzukehren; um 12 Uhr nachts läuft ja der gewährte Urlaub ab. Der Urlaubspatz des Soldaten liegt bei den Eltern in einem Dresdener Vororte und muß erst geholt werden. Da, o Schreck, mitten auf öder Landstraße, noch stark 2 Meilen von der lieben Kaserne entfernt, steht das Fahrzeug still! Das Benzin ging zu Ende. Mit Mühe schiebt man den kraftlosen Selbstfahrer in einen allbekannten Gasthof, in dem zu später Stunde noch einige fröhliche Jecher urreilen, und mit dem Rufe: „Benzin, ein Königreich für etwas Benzin!“ stürzt man in die Gaststube. Sofort kommt die freundliche Wirthin mit einem Gläschen herbei. Aber ihr Benzin reicht wohl zum Reinigen der Sonntagshandschuhe und allenfalls noch für den Schlips des gestrengen Eheherrn, nicht aber für den Durst des Riesenbeihels. Da kauft ein Radfahrer hinaus in die Nacht — in den Nachbarort. Vergeblich, das gefährliche Benzin lagerte im Keller und der gewissenhafte Drogist magt nicht, es herauszuholen. Die Mitternacht kommt immer näher. Da bringt der zweite der ausgesandten Radfahrer leuchtend einen Riesenballon Benzin von 7 Kilo Inhalt herbeigeschleppt. Die Fahrt geht weiter; aber die Thore der Kaserne haben sich längst geschlossen und mit trüber Miene riefst der arme Soldat: „Wäre ich doch mit der Bahn gefahren und nicht mit diesem heimtückischen Aut!“

Alpenräuber. Wie aus Oesterreich gemeldet wird, beginnen die „Alpenräuber“ in diesem Jahre ihr sauberes Handwerk schon recht zeitig. Im oberen Pinzgau wurden mehrere Alpküthen erbrochen und die Kupferkessel gestohlen. Aus Bogen wird berichtet, daß eine Diebesgesellschaft, von 4–6 Köpfen die Schlernhäuser (2414 Meter) erbrochen und darin in vandalischer Weise einige Tage gehaust habe. Da sich nicht viel zum Stehlen vorfand, zertrümmerten und verwüstheten die Einbrecher alles, was nicht niet- und nagelfest war, und richteten einen Schaden an, der sich auf 500–600 Kronen beläuft. Auch das dem Touristenklub gehörige Schutzhäus auf dem Rittershorn wurde von Alpenräubern heimgesucht, vielleicht denselben, welche die Schlernhäuser plünderten. Auch hier war die Ausbeute gering.

Der Nachlaß der verstorbenen Königin von Belgien. Der Nachlaß der verstorbenen Königin von Belgien macht noch immer von sich reden. Ueber die so lange Zeit hinausgezogene Regulierung sind in der Presse die verschiedensten Gerüchte im Umlauf. Nach den einen zeige Graf Lonhay absolut bösen Willen und wolle sogar die vor einigen Jahren gemachte Schenkung des Königs von werthvollen Domänen an den belgischen Staat als unrechtmäßig angreifen, nach anderer Version hätte nur die Krankheit des inzwischen verstorbenen Grafen Grüne, eines der Testamentsvollstrecker, die Regulierung des Nachlasses bis jetzt verzögert. Nach dem „Soir“ ist die Wahrheit folgender: Graf Lonhay bestreite die Legalität gewisser im Testament vorgesehener Zuwendungen, die das disponible Vermögen überstiegen, während Prinz Philipp von Koburg die Legate anerkenne. Außer diesen beiden kämen aber noch die Gläubiger der Prinzessin Louise in Betracht, die drei Brüsseler Advokaten mit der Wahrnehmung ihrer Interessen beauftragt hätten. Diese behaupteten, der Nachlaß sei, da König und Königin in Gütergemeinschaft gelebt hätten, bedeutend größer, als angegeben. Es seien jetzt Verhandlungen mit den Testamentsvollstreckern im Gange, welche die Vorlegung des Heirathsvertrages bezweckten. Die Sache ist also überaus dunkel, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der Nachlaß der Königin zu gerichtlichem Austrag kommen kann, und dieses ist doch eine recht unerfreuliche Perspektive.

Wie Moden entstehen. Wie Moden gemacht werden — davon seien hier ein paar brastische Beispiele erzählt. Ein geradezu genialer Scharfblick in dieser Beziehung wird dem verstorbenen Worth nachgerühmt. Als er seiner Zeit nach Paris kam, war er ein junger Kommis, der sich in einem Londoner Schafgeschäft eine Spezialkenntnis auf diesem Gebiete erworben hat.

te, ohne in der französischen Hauptstadt dieselbe verwerten zu können. „Die Damen mögen keine Schals kaufen, sie sind ihnen zu schwer, und wir suchen daher mit diesem Artikel zu räumen“, sagte man ihm allenthalben, wo er bat, angestellt zu werden. Aus diesem sich regelmäßig wiederholenden Bescheid zog der junge Mann seine Schlüsse. „Wenn die Damen keine Schals mehr mögen“, dachte er, „so ist das ein Zeichen, daß sie der lästigen Umhüllen überhaupt müde sind. Man muß Promenadetoiletten ersinnen, welche dieselben entbehrlich machen.“ Nunmehr erwirkte er sich in einigen großen Modemagazinen die Erlaubniß, dorthelbst von ihm erfundene Modelle ausstellen zu dürfen. Diese waren sogenannte Kostüme, das heißt Kleider, die auf der Straße durch keinen Umhang vervollständigt zu werden brauchten. Er hatte richtig kalkuliert. Seine Schöpfungen kamen in Aufnahme, und er wurde in der Folge der große Modetönig, welcher er bis zu seinem Tode blieb. Er hat die Mode kreiert, derzufolge die Damen bis auf den heutigen Tag bei gelinder Witterung draußen „per Taille gehen“, wie der populäre Ausdruck lautet. Wie zuweilen ganz kapriziöse Moden geschaffen werden, lehrt folgendes Histrörchen: Eine schöne, junge Erzherrzogin, die sich vor einem Jahre in einem süddeutschen Bade befand, wurde bei einem Ausflug vom Regen überrascht. Um ihren eleganten Hut nicht preiszugeben, band sie sich ein bunt gemustertes Seidentuch flach darüber. Alle Damen, die sie bei der Rückkehr in ihr Hotel sahen, meinten, dies wäre die neueste Mode und ließen sich schleunigst Outfits mit bunten Tüchern überlegen. Eine bestimmte, noch gegenwärtig sehr beliebte Outfarnitur ist das Resultat jenes Ausflugs. Ebenso entstanden jene Garnituren, die hauptsächlich hinten auf den Hüften angebracht waren, dadurch, daß eine tonangebende Dame sich scherzweise ihre Toque verkehrt aufgesetzt hatte. Eine andere Mondaine führte die Negattaschlipse ein, indem sie sich auf einer Reise, bei der einer ihrer Koffer verloren gegangen war, einen Schlips von ihrem Bruder zur Vervollständigung ihrer Toilette borgte.

Das räthselhafte Verschwinden einer vornehmen französischen Familie beschäftigt die Pariser Behörden. Der sehr reiche Graf Esmerard aus Paris machte mit seiner Gattin die Hochzeitsreise nach der Riviera; in der Begleitung des Paares befand sich Fräulein de Gourio, die Schwester der Gräfin. Nun hat man zum letzten Male vor 14 Tagen die drei Personen auf einer Barke zwischen Nizza und Cannes gesehen; seitdem sind sie verschwunden. Daß die Barke untergegangen ist, wird bezweifelt.

Zweihundert schwimmende Eisberge von größerem und kleinerem Umfang hat der Schnelldampfer Deutschland zwischen 43,30 Grad nördlicher Breite und 47,47 Grad westlicher Länge gesehen. Professor Dr. Krenser, der Abtheilungsvorsteher im Berliner kgl. Meteorologischen Institut, hat sich über die abnorme Witterung dahin geäußert, daß sie zweifellos in engstem Zusammenhange damit steht, daß die Eismassen des Nordpols sich aus nicht näher bekannten Gründen mehr als sonst nach Süden vorgeschoben und schwimmende Eisberge in besonders großer Zahl in den atlantischen Ocean entsandt haben. Das kann also noch eine vergnügliche Fortsetzung des deutschen Lenzes werden.

Ueber einen seltsamen Fall von Morphinvergiftung wird aus der ungarischen Stadt Töröl-Bece berichtet: Der Arzt Dr. Pavlovits hatte einem Jungenfranken eine Schachtel voll Morphinpulver verordnet, von denen der Kranke von Zeit zu Zeit eine Dosis zu nehmen hatte. Der Patient starb nach einiger Zeit und die Frau stellte die Schachtel mit den Morphinpulvern auf einen Balken der Zimmerdecke, von wo sie dieser Tage herabfiel und zwei kleinen Mädchen in die Hände gerieth. Die Kinder öffneten die Schachtel, kosteten das weiße Pulver, und da es süß war, nahmen sie immer mehr davon; dann eilten die Kinder nach Hause, boten von dem vermeintlichen Zuckersaub auch ihrer Mutter an, welche gleichfalls davon genoß. Bald stellten sich nun die Folgen der Vergiftung ein. Die beiden Kinder sind infolge des Morphinumgenusses noch am selben Tage gestorben. Ihre Mutter ist gleichfalls gefährlich erkrankt, dürfte aber bei sorgfältiger Pflege gerettet werden.

Litteratur.

Wenn Sie im Zweifel sind, was Sie einem Brautpaar zur Hochzeit schenken sollen, so gehen Sie in den nächsten Buchladen und wenn dort nicht erhältlich, senden Sie A. 3 an den Unterzeichneten, wogegen franko Zusendung erfolgt und kaufen das feinen in meinem Verlage erschienene originelle Prachtwerkchen: „Hochzeitsgloden“, Erinnerungsblätter mit Dichtersang und Herzensklang, ausgewählt von P. Siegers. Preis hochlegant geb. in Goldschnitt nur A. 3 und Sie können versichert sein, daß Sie mit ihrem Geschenk in jeder Hinsicht den

Vogel abschließen. Das Bächlein bildet eine Verschmelzung von Hochzeitsalbum mit Fremden- und Tagebuch. Der Texttheil ist eine Blüthenlese aus Werken von Betteg, Luther, Dupré, Bismarck, Goethe, Schiller, Heise u. a. Zu beziehen durch den Verlag Ernst Sonnenhol in Leipzig.

Räthsel und Aufgaben.

Citatenräthsel.

In folgenden Sätzen ist je ein Wort versteckt. Die richtigen Wörter nennen, nacheinander gelesen, ein Citat von Schiller.

1. Wer das Ei essen will, muß die Schale zerbrechen.
2. Alte Liebe rostet nicht.
3. Stürzt das Schensal in die Wolfsschlucht.
4. Es ist nicht alles Gold was glänzt.
5. Es ändert sich manches im Leben.
6. Ein Jeder ist sich selbst der Nächste.
7. Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n.
8. Kommt Zeit, kommt Rath.
9. Glück und Glas, wie bald bricht das.
10. Vor Paris nichts Neues.
11. Das Leben ist der Güter höchstes nicht.
12. Das Schöne blüht nur im Gesang.
13. Aus nichts wird nichts.
14. Wir winden Dir den Jungfernkranz.
15. Die Abendsonne vergoldete mit ihrem Schein die Ruinen des alten Schlosses.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Ordnungsaufgabe.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst teufelt,
Bleibt immer knecht.

Goethe.

Kapitelräthsel.

Marienther, Nicolaus, Nachtwache, Angeklagter, Gewissensfrage, Minna, Hauptniederlage Bollmacht

Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Rebus.

Ist die Welt auch kläglich, Humor macht sie erträglich.



MEY's Stoffwäsche

der Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hofliefer.

MEY & EDLICH, LEIPZIG-PLAGWITZ.



Billig * praktisch,
elegant,

von Leinwandwäsche kaum
zu unterscheiden.

Obige Handelsmarke trägt jedes Stück.

Vorrätig in Wiesbaden bei: C. Koch, Papierlager, Ecke des Michaelsbergs; Carl Hack, Schreibmaterialienhandl., Rheinstraße 37; Louis Hutter, Kirchgasse 58; P. Hahn, Papeterie, Kirchgasse 51; Emil Groschwitz (Inh. Carl Balzer), Faulbrunnenstr. 9; Wilh. Sulzer Nachf., Marktstraße 10, Hotel „Grüner Wald“; W. Hillesheim, Kirchg. 40; Ludw. Becker, Gr. Burgstr. 11; Carl Braun, Michaelsberg 13; Ferd. Zange, Marktstraße 11. In Biebrich bei Gg. Schmidt, in Hachenburg bei S. Rosenau.

Man hüte sich vor Nachahmungen, welche mit ähnlichen Etiketten, in ähnlichen Verpackungen und grösstenteils auch unter denselben Benennungen angeboten werden, und fordere beim Kauf ausdrücklich

echte Wäsche von Mey & Edlich.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Vom Exerzierplatze.

Unteroffizier: „Diesen Gewehrgriff habt Ihr sehr gut ausgeführt, zur Belohnung dürft Ihr ihn noch einmal machen!“

••••• Diplomatisch. •••••



„Höre, Anton, ich denke immer noch nach — — — wie ich mir für die dreißig Mark, die Du mir gegeben hast, einen neuen Pelz kaufen soll!“

Spruch.

Ringst Du im Leben nach dem Ehrenplatze,
So streb' und harre, wird die Zeit auch lang;
Es springt ein Riese selbst mit einem Satz
Niemals empor zur Höhe des Montblanc.

••• Höchste Glückseligkeit. •••



Junger Schriftsteller (dessen erste Novelle im Druck erschienen): „Jetzt hab' ich nur noch einen Wunsch: Wenn doch jemand ein Plagiat an mir verüben würde!“

~ Verschiedene Verleger. ~



H. Luter

"Ja, ja, mit den Verlegern hat man seinen Aerger!"
 Student: "Das hab' ich auch erfahren!"
 "Na, schrifstellerst Du denn?"
 "Nee, ich meine mit den Bierverlegern!"

~ Auf der Promenade. ~



A.: "Du Lisbeth, ich glaube, wir werden von dem feinen Kavalier verfolgt..."

B.: "O nein, dem können wir nichts nützen; das ist ein harmloser Schneider, der den Herren den allerneuesten Gigerl-Rock vorführt."

Der wahrheitsliebende Försterhund
 oder:
 Der Dackl, als sein Herr ihre gemeinsamen
 Jagdabenteuer erzählte.



Der Förster spricht: "Nee, nee, ihr Leut',
 Hört, was ich hab' erlebt heut'!"



Und nun geht's los mit dem Latein,
 Dem Dackel fährt's durch Wart und Bein



Er mahnend ihn am Rode zerrt:
 "Das ist zu toll, bei Sanct Hubert!"



Die Andern packet kalter Graus,
Der Dackel schleicht beschämt hinaus.

Bissig.

Frau: „Aber weißt Du denn auch, warum es immer
heißt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“

Mann: „Jedenfalls nur deshalb, weil oft eine himmlische
Geduld dazu gehört, um sie auf Erden aushalten zu können.“

Am lehtschta Tag voam Urlaub.

(Schwäbischer [Ulmer Land-] Dialekt.)

O, Mutterle, ihua macha
Saint d' Knöpfle net so groß,
So'scht wer' i, noch 'm Urlaub,
As Hoimwaih gar net laos.“

J. Dodeler.

Amtsstyl.

(Aus einem Polizeibericht.) Der angezogene Mann erregte
Aergernis, weil er nackt herumlief

Ein Sicherheitskommissarius.

A.: „Kennen Sie mich denn nicht, verehrter Herr? Wir
waren doch Schulkameraden.“

B.: „Ja, ich weiß nicht recht, ob ich Sie erkennen soll
oder nicht? Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

Unverfroren.



„Sag' 'mal, kannst Du denn bei Deinen Schulden noch
ruhig schlafen?“

„Schon, aber wie's meine Gläubiger können, ist mir
undenkbar!“

Feiner Unterschied.



„Für einen Offizier, Bettler, bist Du eigentlich nicht groß
genug!“

„Trotz genug entschieden, meinst aber wohl nicht lang genug,
Cousinchen!“

Modernes Dichterleid.



Dichter: „Mit mir geht's rückwärts, Kritik und Publikum
fangen an, in beunruhigender Weise meine Werke zu verstehen.“

...entlang zwischen zwei alten Bäumen ein Streit um das Dornen-
 ...des Jünglings. Die eine behauptete, sie hätte den Lob davon ha-
 ...ken wenn der Spinnhahn das Jüngling-
 ...tief im Schilde der Willmacht vergaben liegen, daß man sich um-
 ...konst den Kopf daran gerührt, und auf die man keine Antwort

~*~ Fexterbild. ~*~



Wo ist das Streitroß des zweiten Ritters?

Unter Eheleuten.

Sie: „Ich habe mich sehr gut amüsiert, während ich verreist war.“

Er: „Ich auch.“

Liebesregung.

Die fünfzehnjährige Amanda (aus dem Theater zurückkehrend): „Mutterchen, das war ein herrliches Stück! Alle Mädchen bekamen Männer.“



Korporal: „Du machst aber schlechten Lauffschrift, Maier!“
 Bürgerwehmann: „Im Ernstfall lauf i' scho' a'schwinder.“



Scherzfrage.

Wie nennt man die Geldkassette eines reichen Proben?
 Antwort: Probstkassette.

~*~ Bescheidener Wunsch. ~*~



Sie (an ihre und ihres Bräutigams Mittellosigkeit mit Seufzen denkend): „Ach, wenn wir doch auch so'n trautes Heim hätten!“